

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Vorbilder der deutschen Schauspielkunst

Höcker, Gustav

Glogau, [1899]

IV. Dessau und Leipzig

[urn:nbn:de:bsz:31-37810](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37810)

Nun hatte er auch zu singen. In Ludwigs Kehle hatte nie ein musikalischer Ton gesteckt. Aber er sang. Doch machte er es nicht wie die andern Darsteller des Kaspar, welche ihr Lied mit möglichster Kunst und in plötzlicher Nüchternheit herab-
leierten und dann betrunken abtaumelten, sondern er sang im vollen
Rausche, in weinseligster Laune, und die Noten wirbelten durch-
einander wie die Schaumblasen, die der Champagner emportreibt.

„Der Kerl ist verhebt!“ rief der Direktor, als Kaspar unter
donnerndem Beifallssturm hinter die Scene schwankte.

Auf das Spiel der andern achtete man kaum noch. Man hatte
nur für Kaspar Larijari Augen und Ohren. Alles sprach von ihm.

So ging es während der ganzen Vorstellung. Herzberg
hauchte dem alten Zechmeister einen Geist ein, der hoch über dem
jämmerlichen Flickwerk von derben Späßen und alberner Nüchternung
schwebte. So hatte man diese Gestalt noch nie über die Bühne
gehen sehen.

Dumkultuarisch, wie ein Mann, erhob sich das Publikum am
Schlusse und brachte dem jungen Darsteller seine Huldigung dar.
Dieser erste Erfolg war die Morgenröthe des Ruhms, der auf
Ludwigs Bahn herabstrahlen sollte, wenn er auch noch einen weiten
Weg bis zur Sonnenhöhe zurückzulegen hatte.



IV.

Dessau und Leipzig.

hatte Herzberg bisher seine eigentliche schauspielerische Be-
stimmung im Liebhabersache gesucht, so war er nun zu der
Selbsterkenntnis gelangt, daß seine Stärke in der Darstellung
scharf gezeichneter Charaktere liege. In einer solchen Rolle, dem
Grafen Schmetterling in dem Singspiele „Die Jagd,“ feierte

er seinen nächsten Triumph, und rasch entwickelte sich nun sein Talent.

Bossann, der Direktor des Dessauer Hoftheaters, hörte von ihm, ließ ihn 1805 zu einem Probegastspiel kommen und engagierte den viel versprechenden jungen Schauspieler mit einem wöchentlichen Gehalte von sechs Thalern.

Die Dessauer Bühne gehörte damals zu den bessern Theatern Deutschlands. Die Stadt war zwar klein, wurde aber, besonders im Sommer, von zahlreichen Fremden besucht, welche der nahe gelegene weltberühmte Wörlitzer Park anlockte. In dem großen, schön eingerichteten Theater, das über prächtige Dekorationen und eine reich ausgestattete Garderobe verfügte, wurden nicht nur Schauspiele, sondern auch Opern gegeben. Direktor Bossann war bereits bejahrt, spielte jedoch noch gewisse Rollen des Charaktersachs, für welches Ludwig engagiert war, so daß diesem manche dankbare Aufgabe entging, welche sich der Direktor selbst vorbehielt.

In seinem neuen Wirkungskreise, wo die Schauspielkunst mit größerer Liebe gepflegt und die Leistungen des Künstlers gewürdigt wurden, legte er den Namen Herzberg ab und nahm seinen Familiennamen wieder an. Sein ganzes Kunststreben wandte sich einer bestimmten Richtung zu, und mit großem Ernste suchte er die außerordentlichen Gaben auszubilden, womit der Himmel ihn beschenkt hatte. Er lebte nur der Kunst und studierte seine Rollen, die er aufs genaueste memorierte, so daß er nie des Souffleurs bedurfte.

Im „Goldenen Ring“ hatte er sich eingemietet. Die Tochter des Gasthofsbesizers war die Verlobte eines jungen Buchhändlers und Schriftstellers, welcher sich später durch verschiedene biographische Schriften über berühmte Männer bekannt gemacht hat, mit denen er in engere Berührung trat. Er hieß Kunz, seine litterarischen Arbeiten erschienen jedoch unter dem Namen Junk. Mit Devrient verknüpfte ihn bald eine innige Freundschaft. Ost

befuchte er den jungen Künstler noch in später Abendstunde auf dessen Zimmer und fand ihn mitten im Studium seiner Rollen.

„War er in irgend einer interessanten Rede begriffen,“ erzählt Funck, „so nahm er von mir keine Notiz, sondern fuhr, im Eifer der Deklamation das Zimmer durchmessend, fort, bis die Scene zu Ende war. Eine besondere Freude gewährte es ihm, wenn ich, konnte man des Buches dazu habhaft werden, die Rolle mit ihm durchging, den Zwischendialog las und er Schlag auf Schlag einfallen konnte. Diese Studien wurden bis in die späte Nacht hinein fortgesetzt, und er schrie und tobte oft so gewaltig dabei, daß ich ihn um Gottes willen bitten mußte, aufzuhören, indem er die ganze Nachbarschaft rebellisch machte. Das nahm er aber stets übel. Devrients Studien in Dessau waren nicht allein auf die Rollen gerichtet, die er dort spielte, sondern er beschäftigte sich auch mit solchen Charakteren, von denen er wußte, daß er sie in Dessau nie werde darzustellen haben. Dahin gehörten einige Shakespearesche Stücke, namentlich die Königsdramen. Ein ganz besonderes Studium widmete er auch dem König Philipp in „Don Carlos.“ Zweimal lasen wir das ganze Stück zusammen durch. Devrient war nicht zu bewegen, mehr als den König zu übernehmen, die übrigen Rollen mußte ich lesen; es war aber ein eigener, mir bis heute noch unversehrter Genuß, wenn er auf einmal ganz im Geiste seiner Rolle einfiel und die herrlichen Worte des Dichters mit einer unbeschreiblichen Betonung, die zugleich etwas Schauererregendes hatte, vortrug. Leider sah ich ihn nie diesen König Philipp auf der Bühne darstellen.“ . . .

Aber an andern bedeutenden Aufgaben durfte sich Devrient bereits in Dessau versuchen. Er spielte den Geizigen, Franz Moor und den Sekretär Wurm, und schon jetzt zeugte seine Darstellung dieser Charaktere von hoher Kunstbedeutung. Aber er kämpfte mit den Vorbildern Jfflands und Dönsenheimers, deren

Eindrücke sein Nachahmungstalent allzu fest gehalten hatte, und verzagte darüber an der eigenen Schöpfungskraft. Fortwährend zerrwühlten Zweifel sein Inneres, ob er wirklich den Beruf zum Bühnenkünstler in sich trage, ob sein Streben nicht verfehlt sei und nur auf Selbsttäuschung beruhe.

Der Beifall des Publikums, welcher ihm in beständig zunehmendem Maße zu teil ward, vermochte ihn nicht aufzumuntern. Er erblickte darin nur das Urtheil des Unverstandes oder das persönliche Wohlwollen nachsichtiger Gönner; nie konnte er sich überreden, darin eine Würdigung seines künstlerischen Wertes zu erkennen.

„Ach!“ klagte er, wenn sein Freund Funck ihm Worte aufrichtigen Lobes über sein Spiel sagte, „Sie sind nicht streng genug. Sie wissen nicht, wie ich mir die Scene im Geiste gedacht habe und wie doch etwas ganz anderes zum Vorschein gekommen ist, als ich gewollt. Loben Sie nur nicht immer, ich fange sonst wahrhaftig an, auch Ihnen zu mißtrauen!“

Einst spielte Devrient den englischen Feldherrn Talbot in der „Jungfrau von Orleans.“ Funck fand die Leistung sehr gelungen, verschwieg ihm aber nicht, daß er Dohsenheimer in dieser Rolle den Vorzug gebe, und daß er so Vollendetes wie dessen Sterbescene noch nie gesehen habe. Auch die Maske dieses Künstlers sei vortrefflich gewesen und habe den talentvollen Zeichner verraten, der Dohsenheimer auch wirklich war.

Als kurze Zeit darauf die Jungfrau von Orleans in Leipzig gegeben wurde, reisten beide hin. Devrient schwelgte bei Dohsenheimers Spiele im höchsten künstlerischen Genuß. Im Zwischenakt nach der Sterbescene begab sich Funck, welcher mit Dohsenheimer gut bekannt war, mit seinem Freunde auf die Bühne und stellte ihn dem großen Künstler vor, dem Devrient in Ausdrücken wahrhaft kindlicher Ehrfurcht seine Verehrung aussprach. Dann untersuchte er genau jeden Pinselstrich auf dessen Gesicht, wobei ihn

Dchsenheimer in bereitwilligster Weise über die Kunstgriffe seiner Malerei belehrte.

Während der nächtlichen Rückreise nach Dessau war von Schlaf keine Rede. Devrient wurde nicht müde, sich über alle Einzelheiten des gehabten Kunstgenusses in enthusiastischer Rede zu ergehen, und dazwischen rief er wiederholt: „Ach! mit mir ist's nichts. Von solcher Kunst hatte ich Pfscher keine Ahnung!“

Am andern Tage mußte ihn Junck zum Direktor begleiten, um diesen zu ersuchen, die „Jungfrau“ recht bald wieder zu geben, damit das in Devrients Erinnerung lebende Vorbild Dchsenheimers nicht abgeschwächt werde.

„Männeken! Männeken!“ antwortete Boffmann den beiden Bittstellern mit seiner Lieblingsanrede, „seid doch nur gescheit! Kaum vor vierzehn Tagen gegeben, und schon wiederholen? Ei, ei! das wird nicht gehen.“

Da er aber vor Junck einen gewissen Respekt befaß, weil dieser in öffentlichen Blättern zuweilen über das Dessauer Theater schrieb, so überlegte er sich die Sache ein Weilchen und sagte dann, nach seiner Gewohnheit den einen am Rock-, den andern am Westenknopfe fassend: „Nun, nun, es läßt sich vielleicht doch machen. Aber trompetet nur recht in der Stadt herum, daß wir Dchsenheimer gesehen haben und ihn kopieren wollen, täuschend ähnlich! versteht Ihr? Dann werden wir ein passabel volles Haus haben und sind bei Fürst und Publikum entschuldigt.“

„Das wollen wir redlich thun,“ versprach Junck, worauf der Direktor mit seinem unvermeidlichen: „Adieu, Männeken!“ beide entließ.

Acht Tage darauf spielte Devrient vor ungewöhnlich gefülltem Hause den Talbot und erntete rauschenden Beifall. Als er nach der Vorstellung mit Junck zusammentraf, war er kalt, ernst und verdrießlich.

„Nun?“ fragte er endlich, den Freund forschend ansehend.

„Ich erwartete viel von Ihnen,“ antwortete dieser; „aber Sie haben meine Erwartungen weit übertroffen.“

„So?“ entgegnete der Künstler in höhnisch gedehntem Tone. „D, Sie genügsamer Mensch! Das Kopieren lasse ich künftig bleiben — es war eine Teufelsaufgabe!“ Dann setzte er mit einer sich selbst bespöttelnden Behaglichkeit aufs genaueste auseinander, wie weit er hinter seinem Vorbilde zurückgeblieben war. . . .

Devrient galt viel beim Dessauer Publikum und übte auf dasselbe eine so bedeutende Anziehungskraft, daß er bei seinem Auftreten stets ein volles Haus erzielte. Eines Tages besuchte ihn einer seiner Kollegen, ein mittelmäßiger Schauspieler Namens Benfey. Dieser befand sich in sehr gedrückter Stimmung und hatte offenbar ein Anliegen auf dem Herzen, mit dem er nicht recht heraus wollte. Ahnungsvoll griff Devrient in seine Westentasche, zog aber die Hand leer wieder zurück und sagte verlegen: „Ja, lieber Kollege, wenn ich nur selbst nicht —“

„So ist's nicht gemeint,“ entgegnete Benfey, „sondern die Sache ist die, daß mir der Direktor gekündigt hat. Er sagt, er könne mich nicht gebrauchen. Zulezt hab' ich ihm doch wohl leid gethan, und da hat er mir ein Benefiz bewilligt, damit ich meine Schulden bezahlen kann und auch etwas Reisegeld habe. Aber, lieber Gott! was will für mich ein Benefiz heißen! Mir zuliebe kommt keine Rage ins Theater. Wenn Sie mir aber gestatten würden, daß ich mein Benefiz unter Ihrem Namen gäbe, so würde alles, was in Dessau Beine hat, ins Theater gehen; ich hätte eine brillante Einnahme und könnte mit Ehren mein Bündel schnüren.“

„Wenn ich Ihnen dadurch nützlich werden kann, so will ich gern meinen Namen dazu leihen,“ erklärte sich Devrient sogleich bereit; „aber ich stelle die Bedingung, daß Herr Boffann es erlaubt, und daß Sie mir keine Vorwürfe machen, wenn der Erfolg Ihren Hoffnungen nicht entsprechen sollte.“

Venfey entfernte sich unter vielen Dankfagungen und war auch so glücklich, die Zustimmung des Direktors zu erlangen, daß Devrient auf dem Theaterzettel als Benefiziant genannt werden dürfe.

Als der Abend der Vorstellung erschien und Venfey ängstlich durch das Loch des Vorhangs schaute, blickte ihm ein gedrängt volles Haus entgegen. Voll Jubel rannte er in die Garderobe und umarmte den gutmütigen Kollegen, dem diese wohlgelungene kleine Täuschung des Publikums herzlichen Spaß machte. Devrient spielte an diesem Abende mit solcher Lust und Laune, daß er ausnahmsweise einmal mit sich selbst zufrieden war.

Am andern Morgen empfing er ein Paket nebst einem Briefe. Beides kam von Venfey, der ihm unter warmen Dankesworten Lebewohl sagte. „Mit der Hälfte meiner Einnahme, die Ihnen wohl vor allem gebührt hätte, habe ich meine Schulden bezahlt,“ fügte der Brieffschreiber hinzu, „das übrige brauche ich zur höchsten Not für die Reise. Verzeihen Sie, daß von dem Gelde nichts für Sie übrig blieb; nehmen Sie aber hierbei zum Andenken mein bestes Paar Hosen, mit welchem ich einige Ehre einzulegen hoffe, da die Ihrigen gänzlich abgetragen sind. Auf ein glückliches Wiedersehen! Ihr innig dankbarer Venfey.“

Devrient brach in schallendes Gelächter aus. Als er das gut gemeinte Geschenk aus der Hülle wickelte, zeigten sich zu seinem Erstaunen ein Paar fast noch neue schwarze Hosen vom feinsten Tuche. Nichts hätte ihm willkommener sein können. Er besaß wohl einen guten schwarzen Frack, aber keine entsprechenden Beinkleider dazu; denn das eine Paar, welches er gewöhnlich zu tragen pflegte, war von Hirschleder, und das andere war jenes besagte, stark abgenutzte Exemplar, welches obendrein von zeisiggrüner Farbe war.

Es war gerade Sonntag. „Nun wollen wir Dessau bezaubern!“ lachte Devrient vor sich hin, und eine Stunde später

stolzerte er, schwarz angethan mit Frack und Hose, vornehm durch die Straßen.

Unterwegs begegnete ihm ein Kollege, und Devrient mußte ein Lächeln unterdrücken, als dieser ihn erstaunt vom Kopf bis zu den Füßen musterte. Der elegante Anzug des jungen Künstlers schien dem sehr dürrtig gekleideten Kollegen plötzlich einen Gedanken einzugeben. Nach einigen verlegenen Redewendungen brachte er endlich hervor, daß er sich in einer recht fatalen Lage befände.

„Soll ich Ihnen etwa auch meine Firma zu einem Benefiz leihen?“ fragte Devrient.

„O du mein Himmel! für mich giebt's kein Benefiz,“ war die Antwort; „aber dieser Tage ist der Klapperstorch bei mir eingelehrt. Wissen Sie, was das heißen will?“

„O ja; es ist ein freudiges Ereignis, wozu ich Sie beglückwünsche.“

„Danke,“ sagte der andere kleinlaut. „Übermorgen soll nun Kindstaufe sein — und in meiner Kasse herrscht vollständige Ebbe.“

„Lieber Kollege,“ sagte Devrient mit ungeheucheltem Bedauern, „leider befindet sich meine Kasse ganz in dem nämlichen Zustande.“

„Dresslicher Künstler,“ rief der Kollege, „wer Sie nur ein wenig kennt, der sucht elenden Mammon nicht bei Ihnen. Dennoch könnten Sie mein Retter werden. Meine einzige Hoffnung ist nämlich auf ein paar reiche Gönner gerichtet, die ich zu Gebatter bitten will. Wie Sie mich hier sehen, stehe ich in meiner ganzen dormaligen Garderobe vor Ihnen; denn mein schwarzer Anzug hat ins Leihamt wandern müssen. In dieser stahlblauen Hose und diesem zimmetfarbenen Rocke kann ich weder zur Kindstaufe einladen gehen, noch dieser selbst schicklich beiwohnen. Und da ich Ihr gutes Herz kenne, so möchte ich Sie bitten, mir auf

ein paar Tage Ihren Anzug zu borgen. Damit könnten Sie der Begründer meines Glücks werden!“

„Wem's weiter nichts ist, herzlich gern!“ lachte Devrient. „Schicken Sie morgen früh zu mir, und grüßen Sie mir Ihre liebe Frau!“

Die Kleider wurden abgeholt, aber der gefällige Darleiber bekam sie im ganzen Leben nicht wieder zu sehen; denn nur zu bald erfuhr er, daß der Herr Kollege samt seiner lieben Frau und dem kleinen neuen Erdenbürger Dessau ohne Abschied verlassen hatte.

Devrient, der nun wieder in die Zeisiggrünen fahren mußte, war empört und nahm sich fest vor, seine arglose Gutmütigkeit nie mehr mißbrauchen zu lassen. Aber Wort gehalten hat er nicht! . . .

Eines Tages erhielt Devrient einen Brief seines Vaters, der ihm Verzeihung versicherte, wenn er wieder nach Hause zurückkehren und die Bühnenlaufbahn gänzlich aufgeben wolle. Ludwig war tief erschüttert. Sein kindliches Herz geriet in heftigen Kampf mit dem Genius seiner Kunst. Mit rotgeweinten Augen und verstörtem Antlitz kam er zu seinem Freunde Funnk und bat ihn unter Schluchzen um seinen Rat.

„Ich betrachte das als eine der größten Gewissensfragen, die man an jemand stellen kann,“ antwortete Funnk nach ernster Überlegung. „Hundert andern würde ich in solchem Falle raten, die Kunst an den Nagel zu hängen. Bei Ihnen aber hieße das einen Mord an der Kunst begehen. Schreiben Sie Ihrem Vater einen recht herzlichen Brief, stellen Sie ihm vor, wie die Kunst mit Ihrem ganzen Leben, Fühlen und Denken aufs innigste verwachsen sei, und wie Sie das Bewußtsein in sich trügen, in dem erwählten Berufe, für den Sie geschaffen sind, dereinst Großes zu leisten.“

„Ach!“ erwiderte Ludwig niedergeschlagen, „alles, was ich

bisher unter Beifall spielte, waren ja nur Kopieen, war nur die Nachahmung bedeutender Vorbilder, und das konnte mich nicht befriedigen. Ich muß mich erst überzeugen, ob ich wirklich etwas Selbständiges schaffen kann, und ob ich damit eine bedeutende, wahrhaft künstlerische Wirkung hervorbringe.“

„Nun, wissen Sie denn keine Rolle, mit welcher Sie einen solchen Versuch machen könnten?“ fragte der Freund.

„O ja, ich möchte wohl einmal den Kanzler Flessel in Zifflands «Die Mündel» spielen. In Gera sah ich diese Rolle von einem Schauspieler, der sie, nach meinem Gefühle, ganz falsch auffaßte. Wenn ich diesen Charakter einmal darstellen könnte, so, wie er mir vorschwebt, und damit Kunstverständige befriedigte, so wollte ich zu meiner eigenen schöpferischen Kraft Vertrauen fassen und an meinen Künstlerberuf glauben.“

Freund Funck nahm Devrient an der Hand und führte ihn zum Direktor Boffann, um bei diesem die Aufführung der „Mündel“ zu beantragen. Nach den üblichen Bedenklichkeiten gab Boffann nach, und das Stück wurde für die nächste Woche angesetzt.

Ludwig atmete erleichtert auf, und sein Gesicht erheiterte sich. „Ich werde also die Rolle spielen,“ sagte er auf dem Heimwege, „der Würfel soll fallen, und es wird sich zeigen, ob ich beim Theater bleibe oder nicht.“

Der entscheidungsvolle Abend war erschienen. Devrient spielte anfänglich mit einer gewissen Befangenheit. Allmählich wurde er wärmer, und endlich ging er ganz in seiner Rolle auf. Mit überraschender Naturwahrheit zeichnete er den scheinheiligen, schurkischen Kanzler, den übermütigen Günstling, und mit gleicher Meisterschaft gab er auch den endlich entlarvten feigen Bösewicht, der sich noch in seinem Sturze den Schein der Tugend zu bewahren sucht. Die ganze Ausführung des Charakters zeugte von einem tief durchdachten Studium, und am Schlusse des Stückes fiel der Vorhang unter dem jauchzenden Beifall der Zuschauer.

Ludwig Devrient, der Künstler, hatte gewonnen!

Dennoch empfing er den Freund, als dieser zu ihm in die Garderobe eilte, mit den Worten: „Ich bitte Sie, — haben Sie mich nur ein wenig lieb, so überlassen Sie mich heute abend mir selbst!“

Am andern Tage war er gänzlich umgewandelt. Fund brauchte ihn kaum erst zu beglückwünschen, daß er die Selbstprüfung glänzend bestanden habe. Ludwig fühlte es selbst, — das sprach schon aus dem heiteren Blicke seiner Augen. Er gelobte dem Freunde mit Handschlag, daß ihn von nun an nichts der Kunst mehr abwendig machen sollte. Die Selbstzweifel, die ihn wie Dämonen gequält, wichen allmählich; denn seit jenem Abende machte er sich von dem Einflusse, den große Vorbilder auf ihn geübt, mehr und mehr frei und wandelte seine eigene Bahn, der ihm innewohnenden Kraft vertrauend. . . .

Im Jahre 1806 wandte sich der Leipziger Stadtrat an den Herzog von Dessau mit dem Ersuchen, seine Schauspielgesellschaft für die Winterzeit an die Stadt Leipzig zu überlassen, da die sächsischen Hofschauspieler, welche dort regelmäßige Wintergäste gewesen waren, der kriegerischen Zeiten wegen in Dresden blieben. Die günstigste Theaterzeit war in Dessau der Sommer; der Herzog kam daher den Wünschen der Leipziger entgegen, und im Oktober trafen die Dessauer mit ihrem Direktor Boffam ein. Eine Anzahl junger Leute aus den achtbarsten Familien Leipzigs hatte sich zusammengefunden, bei Operaufführungen die Chöre zu verstärken, im Schauspiele bei Aufzügen und Gesechten als Statisten mitzuwirken, oder die Volksscenen zu beleben und gelegentlich „Heil! Heil!“ oder „Es lebe der König!“ u. s. w. mitzurufen. Unter diesen hilfreichen Theaterfreunden befand sich auch der einundzwanzigjährige Student Heinrich Anschütz, welcher später selbst zur Bühne ging und einer der gefeiertsten deutschen Schauspieler wurde. Als die Zierde des Wiener Burgtheaters

starb er 1865 im hohen Alter von achtzig Jahren. Er war von Devrient begeistert und schildert dessen Persönlichkeit mit den Worten: „Dieser malerische Kopf mit dem weichen, glänzend schwarzen Haar, mit dem scharf geschnittenen und doch so edeln Profile, mit dem glühenden und doch so klaren, seelenvollen Auge! Welch geistiger Ausdruck im Gespräche, das zwischen Niesenphantasieen und Kindertändeleien in ewiger Sprunghaftigkeit wechselte. Geist und Sinn wurden gleich stark von dieser seltenen Erscheinung gefesselt. — Gleich an den ersten Abenden fühlte ich mich von Devrient angezogen,“ erzählt Anschütz in den von ihm hinterlassenen „Erinnerungen“ weiter. „Er bemerkte bald den Eindruck, den er auf mich ausübte, und wie sehr ich wünschte, mit ihm in nähere Beziehungen zu treten. Als er erfuhr, daß auch ich entschlossen sei, mich der Bühne zu widmen, rief er aus: «Bruderherz, bei der Schwefelbande ist es ein elend und erbärmlich Leben!» Aber er ergänzte sogleich: «Und dennoch möcht' ich's für kein anderes geben.»

Ich ersuchte ihn, mir mit Rat beizustehen.

«Rat!» meinte er. «Ich bin ja selbst ein junger Laffe, der noch Rat braucht. Aber wir wollen die Sache untersuchen. Besuche mich, junges Opferlamm!»

Gleich am andern Morgen suchte ich ihn in seiner Studentenwirtschaft auf, die er gemeinschaftlich mit dem jugendlichen Liebhaber Wessel mit aller jenen genialen künstlerischen Unordnung betrieb, welche bei ihm sprichwörtlich geworden ist. Außer seinem Lager und seinem Koffer war alles so ziemlich für überflüssiger Tand erklärt.

Wir waren bald befreundet, und Devrient erzählte mir, wie es ihm anfangs auf der Bühne gar nicht habe glücken wollen, bis er in sein gegenwärtiges Fach übergegangen sei.

Ich meinte, das schwerste sei eben, das richtige Fach als Schauspieler zu finden. «Fange mit dem an, wozu Dich Naturell und Neigung treiben,» erwiderte er. «Triffst Du's nicht, so

wirft Du ausgelacht und weißt, woran Du bist. So ist mir's gegangen. Du bist ein derber Kerl, hast ein ausdrucksvolles Gesicht, und Dein Organ scheint wohlklingend zu sein, so recht für einen Heldenspieler geeignet. Was meinst Du, Wessel, wir müssen das näher prüfen.»

Devrient, Wessel und ich wurden nun ein unzertrennliches Kleeblatt von Duzbrüdern. Bei jeder Witterung — denn es galt uns gleich, ob die Sonne schien, oder Regen und Schnee uns in das Gesicht schlug — zogen wir nach Lehr's Garten, wo wir recht ungestört waren, und dort wurde deklamiert und recitiert, wobei die Aufmerksamkeit der Freunde hauptsächlich auf die Prüfung der Fähigkeiten des neuen Kandidaten gerichtet war. Wir sprachen einzelne Scenen durch, wobei die Heldenrolle immer auf mich fiel. Als wir einst die Scene zwischen Wallenstein und Wrangel durchgenommen hatten, wobei Devrient in unvergeßlicher Weise den Wrangel sprach, kam er auf den Gedanken, mich das nächste Mal die ganze Rolle des Wallenstein sprechen zu lassen. Es geschah, und als wir fertig waren, nahm mich Devrient beim Kopfe, gab mir einen herzhaften Kuß und sagte: «Junge, spiele Du Helden auf meine Verantwortung. Spiele aber nicht zu lange Schiller und Liebhaber, sondern mache Dich so früh als möglich an den Shakespeare. Da kannst Du die Leidenschaften der Menschen am besten studieren, und zur Ausführung hat Dir die Natur das Mark des Geistes und Leibes gegeben. Auch findest Du durch Shakespeare am besten den Übergang zu älteren Charakteren bei noch kräftigen Jahren.»

Devrient war auch in Leipzig nach wenigen Vorstellungen ein ausgemachter Liebling des Publikums geworden, das sich namentlich an seinen an Hogarth erinnernden Darstellungen der bösen Väter und geprellten Vormünder in den kleinen Nothbueischen Stücken weidlich ergötzte.

Unter Devrient's und Wessels Schutze wurden meine Statisten

leistungen immer umfangreicher; bei keinem Theaterscharmüzel fehlte ich, um meine Erfahrungen von der Mensur in den kriegerischen Operationen auf der Bühne zu verwerten, und wenn ich in der Hitze des Gefechts so tapfer zuschlug, daß die Harnische Beulen und die Kollette Risse bekamen, so erschallte häufig Vossanns Jammerruf: «Männeken! Männeken! Meine Rüstungen! — meine Garderobe!»

Ich hatte Devrient auch in meine Familie eingeführt, wo er bald wie ein Kind des Hauses verkehrte. Die wesentlichsten Dienste leistete er mir bei meiner Mutter, indem er mein Talent außer Zweifel setzte und dadurch ihre letzten Besorgnisse über die Wahl meines Berufes zerstreute.

Wie ein Traum von wenigen Stunden flogen mir in diesem neuen Freundschaftsverhältnisse die Wintermonate dahin, und als endlich die Osterwoche heranrückte, wollte ich es durchaus nicht glauben, daß Vossann mit der Gesellschaft schon wieder nach Dessau zurückkehren sollte. Der Umgang mit Devrient war mir derart zum Bedürfnisse geworden, daß ich förmlich bei ihm einquartiert war. Ich überhörte ihm seine Rollen, und er meinte selbst, er würde seinen Hausjouffleur schwer vermissen. Der Gedanke des Scheidens wurde mir so schwer, daß ich die Nacht vor der Abreise bei Devrient blieb und auf seinem gepackten Koffer weit getrösteter schlief als in meinem Bette. Bei der Abfahrt umarmte er mich mit den Worten: «Nicht wahr, mein Junge, wir bleiben die alten Schweden?» Und es war mir eine liebe Erinnerung an diese erste Zeit unserer Herzensfreundschaft, als er zweiundzwanzig Jahre später bei seinem Gastspiele in Wien in mein Stammbuch mit schon zitternder Hand die Worte schrieb: «Siehst Du, mein Junge, wir sind doch die alten Schweden geblieben.» . . .“

Im Sommer 1807 verheiratete sich Devrient mit der Tochter des herzoglichen Kapellmeisters Neefe. Seine junge Gattin war zwar nicht schön, aber von vortrefflichem Charakter. Sie spielte

an der Dessauer Bühne unbedeutende Rollen, berechnete jedoch zu den besten Erwartungen für die Zukunft, und Ludwig gedachte sie zu einer großen Künstlerin auszubilden. Seine Freunde setzten große Hoffnungen auf diese Heirat; denn Devrient hatte bisher ein sehr unregelmäßiges Leben geführt und war, da er den Wert des Geldes nicht zu schätzen wußte, ein schlechter Haushalter gewesen. Mit seinem neu gefundenen Glück kam auch wirklich Ordnung und Gleichmäßigkeit in seine äußeren Verhältnisse; leider sollte dieses Glück nur von kurzer Dauer sein. Schon nach einem Jahre wurde ihm die Gattin durch den unerbittlichen Tod entzogen, und der junge Künstler, der sanft führenden Hand beraubt, sah sich nun wieder in das regellose aufreibende Leben zurückgeschleudert. Es war ihm nicht bestimmt, in einer lieb gewonnenen Häuslichkeit Ruhe und Behagen zu finden. Nur auf den Trümmern seines Glücks und seines Friedens sollte er das Denkmal seines Ruhmes gründen.

Noch zwei Winter hindurch folgte er der Dessauer Hofschauspielergesellschaft nach Leipzig, welches Anshütz schon im Herbst 1807 verlassen hatte, um in Nürnberg seine theatralische Laufbahn zu beginnen. Im Frühjahr 1809 schied Devrient aus seinem Engagement, um sich nach Breslau zu wenden.

Bei seiner Abreise von Leipzig begleitete ihn ein alter Bekannter, mit dem er hier unvermutet wieder zusammengetroffen war, zur Post. Es war Benfey, welchem er einige Jahre vorher zu einer so glänzenden Benefizeinnahme verholfen und der sich dafür durch Übersendung des schmucken schwarzen Hosenpaars bedankt hatte. Benfey befand sich augenblicklich ohne Engagement, aber in ziemlich günstiger Lage; denn es war ihm vor kurzem eine kleine Erbschaft zugefallen. Er trug einen hocheleganten Anzug und eine Pelzmütze, welche, wie er erzählte, fünf Thaler gekostet hatte. Wer ihn jetzt neben Devrient gesehen hätte, der mit einem ziemlich abgetragenen braunen Mantel bekleidet war

und auf dem dunkeln Lockenhaupt einen schäbigen alten Hut trug, würde nimmer geglaubt haben, daß der eben in den Postwagen steigende, fast armselig aussehende Passagier seinem eleganten Begleiter einstmals aus bitteren Lebensnöten geholfen hatte.

„Wenn wir uns einmal wiedersehen, werden Sie ein berühmter Künstler sein,“ sagte Benfey zum letzten Abschiede, als der Abreisende sich in der Wagenecke niedergelassen hatte.

Devrient zuckte die Achseln und kniff die schmalen Lippen zusammen.

Plötzlich flog über sein bleiches Gesicht ein seltsam schlaues Lächeln, und sein Auge blitzte schelmisch auf. Mit einem raschen Griff hatte er Benfey's schöne Pelzmütze erfaßt und sich selbst auf den Kopf gesetzt, wofür er das Haupt des verblüfften Kollegen mit seinem eigenen schäbigen Hute krönte.

Die Pferde zogen an, und der Wagen rollte mit Devrient und der Pelzmütze davon. Der Zurückbleibende machte jedoch bald gute Miene zum bösen Spiele und lachte über den „Geniestreich.“ . . . Sein Verlust sollte ihm einst mit Zinseszins ersetzt werden, so daß er die Stunde segnete, wo er gegen seine kostbare Pelzmütze einen alten Hut eingetauscht hatte.



V.

Das Breslauer Theater. — Künstlerstreben und
Künstlerrache.

Breslau, die altherwürdige Stadt am Oderstrom, welche zu jener Zeit zwischen sechzig- und siebzigtausend Einwohner zählte, war für die dramatische Litteratur der Ausgangspunkt eines klassischen Moments gewesen; denn dort hatte in den Jahren 1760 bis 1765 Gotthold Ephraim Lessing, der Reformator des